Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 14

Artikel: Es ist kaum der Rede wert
Autor: Arbinger, N.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669350

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

N. Arbinger

ES IST KAUM DER REDE WERT

Die gewöhnlichsten Dinge können die hübschesten sein. Aber kaum einer erkennt ihre schlanke Grazie, ihre liebliche Eile; denn sie sind gewöhnlich jedem zugänglich und erlaubt. Sie warten am Strassenrand, demütig und bereit wie kleine blaue Blumen, die jeder haben könnte und darum niemand haben will: ein Mund, ein Baum, ein Bach im Wiesental oder ein Wort, das gesprochen, gehört und verstanden wird.

Irgendein Statistiker in einem Büro hat errechnet, dass die Zahl der Worte, die ein Mensch weiss und gebraucht, zwischen zweihundert und tausend liegt. Aus dieser Tatsache lassen sich schwermütige und freudige Betrachtungen ablesen; denn tausend Worte vermögen sehr wenig und zweihundert sehr viel zu sein, je nachdem sie gesetzt und verwendet werden. Aber wissen wir wirklich noch, wieviel ein Wort wiegt, das doch nicht nach Gramm und Mass gewogen und bewertet werden kann? Die Sprache ist gewöhnlich geworden und darum lohnt es sich kaum mehr, die schönen, gerundeten Linien ihres Gesichtes zu studieren, das Einfache vom Boden aufzuheben und zu betrachten. Aber je mehr achtlose Füsse über das Einfache und Gewohnte zum Besonderen laufen, desto heller und glänzender erhebt es sich in den seltenen Stunden, da es seine schlichte Verkleidung abwirft und funkelnd der Stirne des Zeus entspringt.

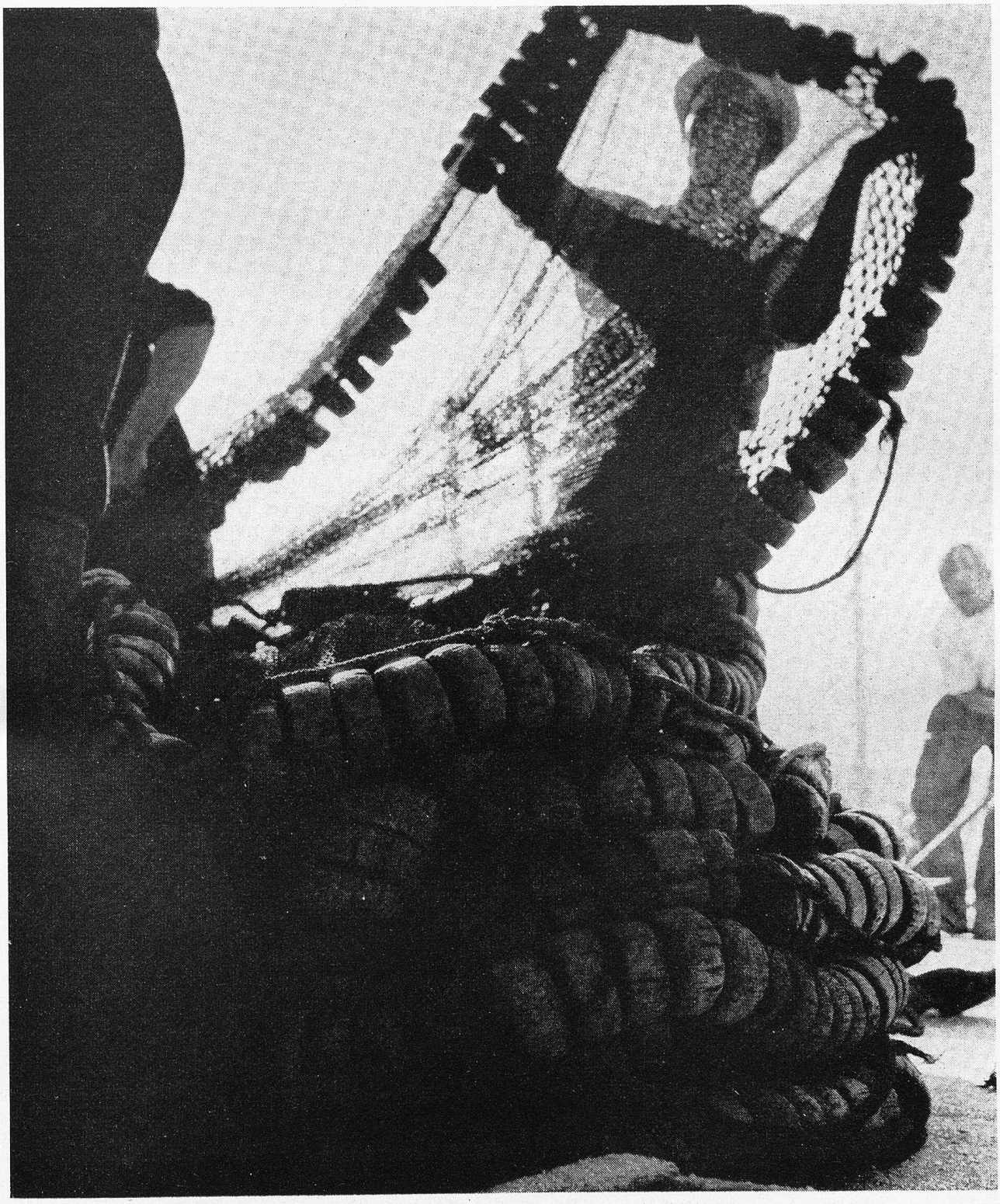
Als des ersten Menschen Zunge sich zum Wort formte, tat er dies wohl nicht nur um seiner eigenen Lust und Freude willen; er sprach, um sich mitzuteilen, um auf diesem, seinen menschlichen Wege mit den anderen seines Geschlechtes in Berührung und Kontakt zu kommen. Hätte er es unterlassen, aus stammelnden Worten, aus Silben und Gebärden eine Sprache zu formen, wäre die Lüge nicht in der Welt erschienen; Zank, Streit, Missverständnis, Hässliches und Böses wäre fern geblieben; kein Fanatiker und kein Agitator, kein Pamphlet und keine Propaganda vermöchte die Geister zu verwirren, Lüge gegen Lüge auf einem geschickten Schachbrett der Ideen zu ordnen und zu verschieben. Aber auch die Worte der Freundschaft wären verschwunden, die sanfte Stimme des Friedens ungehört; kein Gedicht leuchtete über den Abgrund der Zeiten und niemals hätte der Freund am Munde der Freundin sein lichtes Geständnis ausgesprochen, das in der Hand der Ewigkeit schwerer wiegt als das Geschrei der Millionen.

Es scheint doch, setzt man das Ungute gegen das Gute, als müssten wir jenen ersten Menschen, die sich mit gurgelnden Lauten von Urwald zu Urwald verständigten, ein wenig dankbar sein; als gebührte der langen Reihe der Geschlechter, die Wort zu Wort fügte, bis sie uns ein edles und kostbares Instrument in die Hände gab, Besseres als dieses Instrument nur zu vielfachen Zwecken zu benutzen.

Dabei wäre es bei einigem Bedenken gar nicht schwer, aus der Sprache, diesem wunderbaren und gangbaren Weg zwischen den Menschen, ein Mosaik zu schaffen, das ohne Fugen und Spalten ineinander passt, leuchtend, schön und selbstverständlich ist. Eine Konversation bei Tisch setzt Steinchen neben Steinchen, flache, glatt abgerundete, geschmeidige Worte, deren keines in die Tiefe geht; munter, blitzend und spiegelglatt die Hände der Speisenden beweglich lässt und keinen Geist anstrengt, der sich viel lieber mit dem Braten und der entzückenden Hausfrau beschäftigen will. Die Zigarre nach dem Essen ist dem Worte zutiefst abhold und es wäre falsch, mit aller Gewalt eine Rede in Fluss zu bringen, die sich, wenn die Zigarre geraucht, der Schnaps getrunken und gelber Wein in den Gläsern spiegelt, von selbst einstellen muss.

Das ist die Stunde für eine Diskussion, für ein blitzendes Streitgespräch, in dem die Meinungen aufeinander prallen, das Argument wie eine spitze Feder vom Bogen des Wortes abschnellt und der Schlag den Gegenschlag einbezieht und pariert, bevor er noch recht gefallen ist.

Ach, aber das Edelste ist das Seltenste. Es ist gleicherweise von der inhaltlosen Rede, von der Konversation und der Diskussion entfernt. Es ist kostbar und darum nur wenigen gegönnt: das Gespräch, das wirkliche, echte Gespräch! Die äussere Umgebung ist nicht immer ganz so wichtig, wie es den Anschein hat. Mag ein Kamin, Kerzen und der Duft des Weines unerlässlich scheinen;



Das Netz *Photo: H. P. Roth*

aber es gibt auch Gespräche unter einem im Mondlicht schimmernden Baum, auf den knarrenden Holzstufen einer Hütte in den Bergen, in einem Schützengraben und in der Ecke einer überfüllten Baracke. Es dürfen nicht mehr als vier, fünf Menschen daran teilnehmen; aber auch diesen muss der Zufall, das kurze Blinken eines Sternes oder das Atemholen einer Weltminute günstig sein. Denn man kann vieles anordnen und befehlen, aber niemals ein Gespräch: dieses bedeutungsschwere Wandeln des Wortes von einem Menschen zum anderen, das glückliche Wiederentdecken des Ursinns der Worte, in dem es unnötig wird, Begriff und Meinung zu klären, bevor er verstanden wird; das leise und beinahe gütige Nehmen und Geben, in dem kein Funke aufflammt, aber ein stetiges, leuchtendes und warmes Feuer brennt, das von den Worten unmerklich und still zum Schweigen führt.

Denn der schönste Zweig am wunderbaren Baum der Sprache ist das Schweigen, das über den Worten klingt: das Schweigen der Weisen und der Liebenden, die des Lauten nicht mehr bedürfen.

Fritz Penzoldt

ICH PFLANZE ERBSEN

Seit ich einen Gemüsegarten mein Eigen nenne, bin ich ihm herzlich verpflichtet. Einen Kurs für Gartenbauanfänger habe ich durchgemacht und die Kataloge vieler Firmen studiert. Ausserdem stehen mir drei Freunde, die schon lange mit Erfolg gärtnern, mit ihrem Rate zur Seite.

Als der Frühling kam, kaufte ich ein Pfund Zuckererbsen. Bevor ich jedoch die runden, manchmal etwas runzligen Gebilde Mutter Erde in die sorgenvollen Stirnfalten legte, konsultierte ich meine Freunde. Freund Nr. 1 vertrat den Standpunkt, dass ich dabei die Reihenaussaat bevorzugen müsste, während Freund Nr. 2 Sechserkreise und Sechsecke empfahl, an deren Grenzen die kostbare Frucht in die Erde gesenkt werden sollte. Um nun ganz sicher zu gehen, mischte ich Reihen mit Kreisen und Sechsecken, so dass mein Beet wie eine verwickelte Formel aussah.

Als ich voll Stolz mein Werk bestaunte, kam Freund Nr. 3 vorbei. Er hat eine unangenehme Art, anderer Leute ehrliche Arbeit anzuzweifeln. Heute aber schien er richtig sorgenvoll, und als er von Nachtfrösten sprach und von «Anbauneulingen», die sich alle für fertige Gärtner hielten, schlich sich ein Wurm in mein Gewissen. Hatte ich irgend etwas falsch gemacht? Ob die Samen zu alt waren? Sie waren hart und braun und sahen genau so aus wie die «jungen Erbschen», die ich einmal zusammen mit einem bocksledernen Beafsteak in einer Kneipe gegessen hatte . . .

Schlaflos wälzte ich mich im Bett herum. Irgend etwas musste falsch gewesen sein. Plötzlich befiel mich ein entsetzlicher Gedanke. Ich hatte doch nicht am Rande die Erbsen verkehrt in die Erde gelegt und nun würden sie mit der Rückseite zuerst aus dem Boden kommen? Dann würden ja — es wäre gar nicht auszudenken — die hässlichen Wurzeln nach oben wachsen, und die kletterfreudig sich ringelnden Ranken geradewegs ins glühende Erdinnere vorstossen!

Eine namenlose Angst erfasste mich. Ich stürmte in den Garten, über dem ein halbvoller Mond hämische Grimassen schnitt. Vorsichtig beugte ich mich über mein Erstlingsbeet und lupfte zärtlich eine Erbse aus der lockeren Erde. Gottlob, sie hatten noch nicht gekeimt; aber ich würde schon darauf kommen, wo bei ihr oben oder unten war. Mit einem Rasiermesser schnitt ich die spröde Hülle entzwei. Aber ausser einer erbsengrossen Scharte in der Messerschneide entdeckte ich nichts.

Eine quälende Woche schlich sich ins Land. Ich sah blass aus, denn nachts quälten mich wirre Träume. Drohend züngelten würgende Ranken an meinen Bettpfosten empor, schnürten mir die Kehle zu, und grässlich, wie Klapperschlangenschwänze, rasselten trockene Schoten mir den Vorwurf schmächlich versetzten Erbsensamens in die Ohren.

Da hielt ich es nicht mehr aus. In der zehnten Nacht erhob ich mich. Die Wurzeln durften nicht herauskommen! Sie durften nicht anklagend meine Schande in die schadenfrohen Augen meiner Freunde spriessen. Eine Hacke in der Hand stand ich vor dem versäten Beet, bereit, Reihen